

Sammelbericht, Rezensionen und Referate.

Aus der neuesten ethischen Literatur.

Sammelbericht von Prof. Dr. Michael Wittmann in Eichstätt.

Die Phronesis in der Philosophie Platons von dem Staate.

Von Johannes Hirschberger. *Philologus*, Supplementband XXV, Heft 1. Leipzig 1932, Dieterich. VI, 200 S. Geh. *M* 12,80; geb. *M* 14,50.

Hirschberger hat sich die Aufgabe gestellt, Platons geistige Entwicklung von einem bestimmten Punkte aus zu verfolgen; und es gelingt ihm, auf solche Weise äußerst wertvolle Ergebnisse zu erzielen. So wie Plato den Begriff *φρόνησις* vorgefunden hat, ist er aus dem täglichen Leben hervorgegangen, hat dann durch die Theorie bestimmtere Prägungen gefunden, wobei die ausschlaggebende Denkrichtung bald naturalistisch, bald hedonistisch, bald utilitaristisch geartet war. In jedem Falle hat die *τέχνη* als Ausgangspunkt gedient. Die Uebertragung auf das ethische Gebiet hatte sodann einen Intellektualismus, eine Identifizierung von Wissen und Tugend zur Folge; wie auf allen Lebensgebieten das Wissen entscheidet, so auch im sittlichen Handeln; wer die Baukunst erlernt hat, wird ein tüchtiger Baumeister, wer die Arzneikunde, wird ein tüchtiger Arzt sein; so wird auch, wer das Gute erlernt hat, sich der Ausübung des Guten befleißigen. Diese von Sokrates herkommende, an immer wieder neuen Beispielen entwickelte Lehre findet an Plato von Anfang an einen Gegner; die traditionelle, z. T. bis in die Gegenwart herein herrschende Annahme, daß Plato eine Zeit lang dem sokratischen Intellektualismus treu geblieben sei, wird vom Verfasser mit überzeugenden Gründen widerlegt. Es erschließen sich neue und tiefere Einblicke in den Aufbau und den Sinn der platonischen Dialoge. Wie oft hat die Auslegung auf Grund jener Annahme gemeint, mit einer „Ironie“ rechnen zu sollen, Platons Ausführungen als nicht ernst gemeint nehmen zu dürfen; und doch zeigt sich jetzt durchweg, daß die Sache wesentlich einfacher liegt, daß all diese kühnen, den anerkannten Grundsätzen der Hermeneutik widerstreitenden Deutungen vollkommen überflüssig und daher unberechtigt sind, daß Platons Worte sehr wohl in allen Fällen ernst genommen werden dürfen, und daß sich gerade so nicht bloß eine einheitliche, sondern auch eine in jeder Hinsicht befriedigendere Auslegung ergibt.

Kein Zweifel, daß Hirschbergers Buch nicht zuletzt in diesem Punkte einen erfreulichen Fortschritt der Platoforschung darstellt. Das Recht, einer neuen und unbefangeneren Auslegung das Wort zu reden, stützt sich auf starke Gründe; nachdem sich in so zahlreichen Fällen herausgestellt hat, daß die bisherige Auslegung unnötigerweise ihre Zuflucht zur Ironie genommen hat, müssen solche Versuche als endgültig erledigt gelten. Es ist in der Tat, wie der Verfasser bemerkt, „reizvoll und lehrreich zugleich“, zu verfolgen, wie der griechische Philosoph in seinen dem Werke über den Staat vorausgehenden Dialogen den Eudämonismus aller Schattierungen nach und nach von den verschiedensten Gesichtspunkten aus überwindet und seine eigene Auffassung Schritt für Schritt herausarbeitet. Das Schwergewicht liegt weniger in der positiven Darlegung als in der kritischen Auseinandersetzung; und das ist der Grund, warum das Ergebnis immer wieder negativ ausfällt. Daß aber Plato hierbei dennoch einen bestimmten Plan verfolgt, sich mehr und mehr einem positiven Ziele nähert, stellt sich gleichfalls mit aller Deutlichkeit heraus. Die Jugenddialoge lassen ein beträchtliches Stück von Platos geistiger Entwicklung erkennen, und in der Entwicklung der Stellungnahme Platos zur *φρόνησις* darf zu einem nicht geringen Teil die Entwicklung seiner Philosophie überhaupt erkannt werden.

Besonders bedeutsam ist auch die Feststellung, daß Plato in den verschiedenen Formen des Eudämonismus immer wieder eine Denkweise erblickt, die an den Begriff der *τέχνη* anknüpft. Ein unermüdliches Ringen führt nach und nach zu einer richtigeren Deutung des sittlich Guten, zu einer Betrachtungsweise, die den Maßstab nicht mehr von einem Streben nach Lust und Vorteil, sondern von einer höheren Sphäre hernimmt. Schon in seinen Jugenddialogen ist der Philosoph auf dem Weg zu seiner Metaphysik, und hier wurzelt auch seine Ethik. Auf der anderen Seite ist es nicht minder bedeutsam, daß die platonische Art des Denkens auch auf der Höhe seiner Metaphysik eine Struktur bewahrt, die in mehr als einer Hinsicht von dem Gedanken der *τέχνη* herrührt, und mit diesen auf eindringender Analyse beruhenden Darlegungen darf der Verfasser abermals das Verdienst in Anspruch nehmen, die Forschung erheblich bereichert zu haben; wieder erschließen sich neue Einblicke in die Quellen und den Entstehungsprozeß der platonischen Philosophie. Neues Licht fällt zudem auf den platonischen Wertbegriff. Auf die Tatsache, daß bei Plato Sein und Wert miteinander auf das engste zusammenhängen, haben schon H. v. Arnim, E. Hoffmann und Stenzel mit Nachdruck aufmerksam gemacht; mit der Bedeutung, die der Begriff der *τέχνη* für das platonische Denken gewinnt, wird jedoch dieser Zusammenhang noch tiefer erkannt. Sein und Wert sind sachlich ein und dasselbe, das höchste Seinsprinzip fällt daher mit dem höchsten Wertprinzip zusammen. Sehr verdienstlich ist auch, daß Hirschberger mit überlegener Sachkenntnis und scharfer Erfassung der geschichtlichen Tatbestände die neukantische Platoauslegung auf ihren Wert zurückführt.

Der Verfasser verdankt seine schönen Ergebnisse einer wohlregulierten Arbeitsweise, speziell der Verbindung historisch-kritischer, philosophisch-ideengeschichtlicher und philologischer Methode. Die bisherige Platoforschung ist in jeder Hinsicht auf das sorgsamste verarbeitet. Der Leser folgt den Ausführungen gerne, in der Erkenntnis, daß hier die Wege, die einst einer der größten Denker aller Zeiten in mühsamer Geistesarbeit zurückgelegt hat, mit sicherer Hand aufgedeckt werden. Die Entwicklung des platonischen Denkens von einem einzelnen Punkte aus zu verfolgen, hat sich reichlich gelohnt; trotz der Begrenztheit des Gesichtspunktes fällt Licht auf das Zustandekommen der platonischen Philosophie überhaupt. Den weiteren Forschungen des Verfassers darf erwartungsvoll entgegengesehen werden. Jetzt schon läßt sich teilweise erkennen, wie sich die Ergebnisse auch zu Gunsten der Aristotelesforschung auswirken werden; und auch auf ihre Tragweite für die Erforschung des Mittelalters darf bereits hingewiesen werden.

Der Begriff der Seele in der Ethik des Plotin. Von Paul Oskar Kristeller. Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von E. Hoffmann und H. Rickert. 19. Mohr, Tübingen 1929. VIII, 110 Seiten.

Die Ethik Plotins mehr als bisher zum Gegenstand der Forschung zu machen, wird als Bedürfnis empfunden; und der vorliegenden Arbeit gebührt das Verdienst, auf die Teile und Zusammenhänge dieser neuplatonischen Ethik mancherlei neue Streiflichter fallen zu lassen. Zu den Begriffen, die teilweise in neue Beleuchtung gerückt werden, gehört das *χωρίζεσθαι*, das *φύγειν* und die *κάθαρσις*. Nur will nicht einleuchten, mit welchem Rechte der Verfasser die Begriffe *κάθαρσις* und *χωρίζεσθαι* so scharf voneinander sondert. Mit Recht jedoch findet er selbst etwas Gewalttames in der Art und Weise, wie er verschiedene Stufen des Bewußtseins gegeneinander abgrenzt; hier unterliegt er der Gefahr, in die Lehre des antiken Philosophen Fremdes hineinzutragen und sie in moderne Kategorien hineinzupressen. Es ist keine adäquate Wiedergabe der neuplatonischen Auffassung, die Abstände zwischen Materie und Geist, Leib und Seele, Diesseits und Jenseits durchweg mit der Verschiedenheit von Bewußtseinsstufen kennzeichnen zu wollen; hier fehlt es der Darstellung an den geschichtlichen Grundlagen. Eine völlig unverfälschte Wiedergabe der antiken Gedanken erlaubt nicht, von modernen Kategorien einen so ausgedehnten Gebrauch zu machen. So trifft es in keiner Weise zu, daß das „metaphysische Bewußtsein“ als der „Träger“ des Eros bezeichnet werden darf, wie es auch nicht der wirklichen Auffassung Plotins entspricht „daß das Agathon und die Arete für den Menschen ihre Realität im metaphysischen Bewußtsein haben“, oder daß die Glückseligkeit „insbesondere in der aktuellen Gewißheit besteht“, oder daß „die Freiheit nur dem metaphysischen Bewußtsein zukommt“; in all diesen Fällen ist in Wahrheit für Plotin nicht das Bewußtsein, sondern die Seele der wirksame und tragende Faktor.

Die Begriffe *ἀρετὴ τελεία* und *ἀρετὴ φυσική* scheinen mißverstanden zu werden; daß es sich um aristotelische Prägungen handelt, wird nicht beachtet. Recht gut wird hingegen der beherrschende Geist der neuplatonischen Ethik durch eine kurze Erläuterung der bekannten Gleichnisse charakterisiert, dieselben sind in der Tat in hohem Maße geeignet, in die Zentralidee dieser Ethik einzuführen. Noch sei bemerkt, daß auch die Ergebnisse dieser Arbeit als ein Beweis dafür gelten dürfen, daß der Ausdruck Neuplatonismus seinen guten Sinn hat und nicht durch das Wort Plotinismus ersetzt zu werden braucht, wie E. Hoffmann gewollt hat.

Die Wirklichkeit und das Gute nach Thomas von Aquin.

2. Aufl. Von Josef Pieper. Münster i. W. 1931, Helios-Verlag.
78 Seiten. *M* 3,50.

Die erste Auflage der vorliegenden Schrift war 1929 unter dem Titel: „Die ontische Grundlage des Sittlichen nach Thomas von Aquin“ erschienen. Darin war in schlagenden Ausführungen dargetan, daß für den Scholastiker das sittliche Bewußtsein zwar die unmittelbare Norm des sittlichen Handelns darstellt, die entferntere Norm aber in einer objektiven, in der Natur der Dinge wurzelnden Ordnung zu erkennen ist. Alle sittlichen Forderungen lassen sich auf die reale Wirklichkeit zurückführen; das Sittengesetz hat in allen Teilen den Charakter einer Natur- und Seinsordnung. Das Vernunftgemäße ist nicht etwas Letztes, sondern geht auf das Natur- und Sachgemäße zurück. Sittlich gut handeln heißt, der Wirklichkeit gemäß handeln. Gilt der durch und durch realistischen Erkenntnislehre des Scholastikers das Erkennen seinem Wesen nach als eine Erfassung einer objektiven Wirklichkeit, als ein Abbilden der Dinge und eine Verähnlichung mit ihnen, so wird diese allgemeine Einschätzung der Vernunftkenntnis auch für die praktische Vernunft im besonderen festgehalten; auch das sittliche Denken bewegt sich grundsätzlich auf realem Boden; auch sittliche Vorschriften bedeuten die Erfassung einer objektiven Wirklichkeit, ein Sachverhalt, den der Verfasser auf Grund einer sehr eindringenden Analyse des sittlichen Denkens nach allen Richtungen hin feststellt. Kein Zweifel, daß Pieper auf solche Weise an der thomistischen Auffassung der Sittlichkeit eine Seite heraushebt, die bei aller Betonung der Vernunft nimmermehr übersehen werden darf. Mit der neuen Bearbeitung seiner Schrift will der Verfasser den Faden nicht so fast als Historiker, sondern mehr zu gunsten sachlicher Einsicht weiterspinnen, immerhin in engster Anlehnung an den Scholastiker. Die Arbeit will einen Beitrag zur Ontologie des Sollens liefern. Auch das Sollen geht auf das Sein zurück; eine Auffassung, die im Gegensatz zu einer subjektivistischen Gesinnungsethik den Schwerpunkt nicht in das Subjekt, sondern in das Objekt verlegt. Dem Subjekt verdankt die Erkenntnis zwar ihr Dasein, dem Objekt aber ihr Sosein und ihren Inhalt; dieser Gesichtspunkt behauptet sich ohne Einschränkung auch wieder gegenüber der praktischen Vernunft oder dem sittlichen Bewußtsein; die Vernunft könnte dem Willen keine maßgebende Ordnung diktieren, hätte sie diese

nicht in den Dingen erkannt. Nur so gewinnen ihre Befehle den notwendigen Halt. Das Gute ist das Ziel des natürlichen Strebens, dieses Streben aber richtet sich auf die Vollendung des Seins, schließt also ebenfalls die Beziehung zur Wirklichkeit in sich. So führt die Analyse der Tatsachen des sittlichen Bewußtseins immer wieder zum nämlichen Ergebnis; unter welchem Gesichtspunkte auch und nach welcher Seite hin sie vorgenommen werden mag, sie läßt sich nicht durchführen, ohne daß der Boden der objektiven Wirklichkeit betreten wird. Wie der Verfasser zum Schluß bemerkt, wird dieser Tatbestand durch die idealistische Ethik des letzten Jahrhunderts weithin übersehen und in Abrede gestellt; ein Urteil, das er auch noch, wenn auch mit erheblicher Einschränkung, auf die „materiale Wertethik“ der Gegenwart hätte ausdehnen dürfen.

Christian Wolffs Grundlegung der praktischen Philosophie. Von

Clara Joesten. Forschungen zur Geschichte der Philosophie und der Pädagogik. Herausgegeben von Artur Schneider. V. Band, Heft 1. Leipzig 1931, Felix Meiner. VIII, 93 Seiten. M 7,—.

Die fließend geschriebene Arbeit führt gut in den Geist und Inhalt der Wolffschen Ethik ein. Wie die Ausführungen zeigen, ist die Denkweise einerseits eine teleologische; das Gute erscheint als das Naturgemäße, der natürlichen Bestimmung des Menschen Entsprechende; sittliche Lebenshaltung bedeutet die Erfüllung einer immanenten Lebensaufgabe, das Ziel deckt sich mit der Vollkommenheit. Andererseits greift eine utilitaristische Auffassung Platz, die Vollkommenheit geht in die Brauchbarkeit über; der Philosoph kommt jetzt an eine Erfolgsmoral mindestens nahe heran. Aus immanenten Voraussetzungen leitet Wolff nicht bloß den Inhalt, sondern auch die Verbindlichkeit der sittlichen Ordnung ab. „Verständige und vernünftige Menschen brauchen keine weitere Verbindlichkeit als die natürliche; aber unverständige und unvernünftige haben eine andere nötig, und die muß die knechtische Furcht vor der Gewalt und Macht eines Obern zurückhalten, daß sie nicht tun, was sie gerne wollten“ (29). Wer bloß durch das Gesetz der eigenen vernünftigen Natur in seinem Handeln bestimmt wird, ist dadurch Gott ähnlich, der ja auch keinen Gesetzgeber über sich hat, sondern aus seinem Wesen heraus tut, was richtig ist. Die Lehre atmet den Geist der autonomen Moral und bezeichnet einen Punkt, wo Kant angeknüpft hat, nur daß Wolff die Verbindlichkeit im Inhalt des Gesetzes wurzeln läßt, während Kant zu einem formalen oder inhaltslosen Gesetz vordrängt. Im übrigen verbindet sich mit der autonomen Moral bei Wolff auch schon die Neigung, den imperativen Charakter des Sittlichen abzuschwächen. Verschiedene Denkrichtungen, eine teleologische und eine eudämonistische, machen sich auch in der Glückseligkeitslehre den Rang streitig; auch hier wird Kant über Wolff hinausgehen. So ist Wolffs geschichtliche Stellung einerseits dadurch charakterisiert, daß viel altes und scholastisches Lehrgut weitergeführt wird, andererseits dadurch, daß die Zeichen auf eine neue Zeit hinweisen; das Streben, an der Sittlichkeit die

Beziehung zum Transzendenten zurücktreten zu lassen, ist eine starke Macht geworden.

Die Ethik Franz Brentanos. Von Hans Margolius. Leipzig 1927, Felix Meiner. VIII, 104 S. *M* 4,—.

In kurzer Zeit hat die Ethik Brentanos zwei monographische Behandlungen gefunden, und beide Arbeiten müssen als gediegen und ergebnisreich bezeichnet werden. Die reichhaltigere und weiter ausgreifende ist die von Most. Beide dürfen das Verdienst in Anspruch nehmen, die eigenartigen und schwierigen Gedankengänge Brentanos einem tieferen Verständnis erschlossen zu haben; die Wege aber sind durchaus verschieden, weshalb die beiden Arbeiten geeignet sind, einander zu ergänzen. Margolius verbreitet mit seiner Darstellung dadurch beachtenswertes Licht, daß er die Lehre Brentanos im engsten Zusammenhang mit seiner Persönlichkeit ins Auge faßt. Daß Brentano sowohl zum beschaulichen wie zum tätigen Leben neigt, sowohl dichterische wie philosophische Anlagen hat, sowohl empirisch als auch spekulativ eingestellt ist, sowohl für die Güterlehre wie für die Gesetzesmoral Interesse bekundet, all diese treibenden Kräfte sind an der Gestaltung seines philosophischen Denkens beteiligt. Einer so eindringenden Zergliederung wie durch Margolius ist Brentanos Naturell bisher kaum unterzogen worden; die ethischen Anschauungen erhalten einen breiten psychologischen Hintergrund. Dem Verfasser glückt es auch immer wieder, zu zeigen, daß Brentano mit dem Austritt aus der Kirche sich von der anerzogenen Lebensanschauung keineswegs in allen Stücken frei macht; daß Brentano auch fürderhin theistisch gedacht hat, war allerdings von jeher bekannt. Richtig mag auch sein, daß ihm in der Folge die Philosophie mehr und mehr zugleich zu einer religiösen Angelegenheit wurde.

Was den besonderen Charakter der Ethik Brentanos angeht, so erblickt Margolius darin eine Art „materialer Wertethik“; der sittliche Charakter des Wollens und Handelns leitet sich von den Objekten her; und hier vor allem setzt der Verfasser mit der Kritik ein, um darzutun, daß auf dieser Grundlage angeblich keine allgemeingültige Moral entsteht. Indessen dürfte es fraglich sein, ob Brentanos Ethik ohne Einschränkung als materiale Wertethik gelten darf, ob sie nicht doch eine starke Neigung zu einem Formalismus erkennen läßt. Im Rechte mag der Verfasser sein, wenn er an den von Brentano aufgeführten Beispielen „richtiger Liebe“ zeigen will, daß sie keine schlechterdings allgemein anerkannte Ueberzeugungen verkörpern; Brentano ist in der Wahl der Beispiele nicht ganz glücklich gewesen. Aber etwas anderes ist es, wenn Margolius beweisen will, daß überhaupt die Welt der Objekte oder Dinge keine allgemein gültige sittliche Ordnung begründet; worauf soll es denn zurückgehen, wenn es ein richtiges Wollen oder Lieben gibt, wenn nicht auf die Objekte? Es ist aussichtslos, einen guten Willen zu begründen, wenn es nicht etwas objektiv Gutes gibt. Und die Richtigkeit eines Verhaltens bedeutet in jedem Falle eine Uebereinstimmung mit einer entsprechendem Norm. Weder das ent-

sprechende Objekt noch die entsprechende Norm läßt sich von einem sittlichen Verhalten hinwegdenken; Margolius bemüht sich vergeblich, den sittlichen Charakter des Wollens und Handelns im Sinne eines Formalismus und Subjektivismus zu erklären. Es ist ein durchgehender Zug der formalistischen Wertethik, sich mit einer unvollständigen Zergliederung der sittlichen Tatsachen zu begnügen, letzte Phänomene anzunehmen, wo in Wahrheit das analysierende Denken noch nicht zu den letzten Voraussetzungen vorgedrungen ist. So wenig wie Werte, wertvolle Eigenschaften und Zustände, ebensowenig ist „richtige Liebe“ ein unauflösbarer Sachverhalt. Und soweit in letzterer Hinsicht doch eine Zergliederung in Angriff genommen wird, kann die Richtigkeit der Liebe nicht aus der „Art und Weise“, sondern nur aus dem Gegenstande erklärt werden. Und am allerwenigsten genügt es, „herzliche Ehrfurcht und inniges Verstehen“ als Kennzeichen der richtigen Liebe einzuführen; vielmehr sind solche Merkmale allzu unbestimmt, als daß sie eine klare Unterscheidung im Sinne des lebendigen sittlichen Bewußtseins ermöglichen würden. So wenig Kant dem Gesetz ohne Inhalt die notwendigen Grundlagen zu geben vermochte, so wenig eine „Ethik des reinen Willens“ ohne Inhalte ein sittliches Wollen gewinnt, sowenig der Pflichtgedanke oder Wertbegriff ohne die Welt der Dinge und Objekte den notwendigen Halt zu finden vermag, ebensowenig läßt sich, abgelöst von solchen Voraussetzungen, richtige Liebe verständlich machen. All diese Versuche, den sittlichen Tatsachen die ontologischen Grundlagen zu entziehen, haben sich als undurchführbar erwiesen; auch die neuesten formalistischen Deutungsversuche lassen erkennen, daß an der Sittlichkeit der Charakter der Natur- und Seinsordnung nicht abzustreifen ist.

Die Ethik Franz Brentanos und ihre geschichtlichen Grundlagen. Untersuchungen zum ethischen Wertproblem. Von Otto Most. Universitäts-Archiv, Philos. Abteilung. Bd. 43 des Archivs. Bd. 7 der Abteilung. Herausgeber: Siegfried Behn, a. o. Prof. a. d. Universität Bonn. Münster i. W. 1931, Helios-Verlag XII, 238 S. *M.* 2.50.

Most, dessen Schrift den Durchschnitt von Dissertationen nicht bloß dem Umfange, sondern auch dem Werte nach erheblich überragt, geht vor allem darin über Margolius hinaus, daß er Brentanos Ethik in vielmal größeren Ausmaßen zu ergründen sucht; und dies in zweifacher Richtung: einerseits gilt es, die Quellen im eigenen System ausfindig zu machen, andererseits die geschichtlichen Anknüpfungspunkte zu ermitteln. In ersterer Beziehung hat bereits Margolius erkannt, daß Brentano die sittliche Güte als Analogie der logischen Wahrheit zu verdeutlichen sucht; und auf diesem Wege dringt Most viel weiter voran, mit dem Ergebnis, daß die Ethik Brentanos ihre Wurzeln auf dessen Urteilslehre zurücktreibt. Die Tatsache, daß dem wirklich so ist, und daß Brentano von seiner Urteilslehre die Gesichtspunkte hartnäckig auf das ethische Gebiet überträgt, tritt

mit aller Klarheit zu Tage; und gerade hierin darf der Wert der vorliegenden Arbeit vor allen Dingen gefunden werden. Auf Brentanos Ethik fällt völlig neues Licht. Sittliche Güte ist etwas der logischen Evidenz Analoges; eine Betrachtungsweise, wodurch sich Brentano verleiten läßt, unvermeidliche Analysen zu unterlassen. Insbesondere erklärt sich ein mit der Zeit stark hervortretender Zug zu einem eigenartigen Formalismus, zu einer Ausschaltung von Objekten und Normen, wenn auch diese Neigung zugleich aus anderer Quelle genährt werden mag, etwa auch, worauf der Verfasser hinweist, durch Herbart. Sieht Brentano in jüngeren Jahren das Wesen des sittlich Guten in einer Uebereinstimmung mit einer objektiven Norm, so kommt er mit der Zeit mehr und mehr davon ab, möchte die sittlichen Qualitäten auf sich selber stellen, von der Beziehung zu einer entsprechenden Norm unabhängig machen, eine Entwicklung, die Margilius übersehen, Most aber einwandfrei festgestellt hat. Um sodann den geschichtlichen Hintergrund zu gewinnen, zieht der Verfasser in ausführlichen Darlegungen die Ethik des Aristoteles und des Aquinaten heran, wobei sich herausstellt, daß Brentano zwar von diesen Vorbildern ausgeht, sich aber mit der Zeit von ihnen entfernt.

Mit dem Bemühen, die sittlichen Qualitäten als beziehungslos zu deuten, hat Brentano offenbar auf Scheler eingewirkt. Beide Ethiker neigen dazu, die sittlichen Werte von ontologischen Grundlagen abzulösen. M. übt daran Kritik, um zu zeigen, daß auf diesem Standorte die Möglichkeit fehlt, sittliche Tatbestände zu erklären. Sittliche Werte lassen sich nicht von einer entsprechenden Seinsordnung trennen, sind ohne entsprechende Gegenstände und Normen undenkbar; eine Erkenntnis, wofür der Verfasser mit vollem Rechte besonders auf Thomas von Aquin verweist. Mit den Ausführungen hierüber geht er über eine Würdigung Brentanos (und Schelers) weit hinaus, um sich, wie der Unterartikel seines Buches besagt, auf tiefgreifende „Untersuchungen zum ethischen Wertproblem“ einzulassen. Mit dem Ergebnis, daß Wert und Sein nicht voneinander zu trennen sind, überwindet Most jenen Dualismus, der von der kritischen Ethik aus in die formalistische Wertlehre eingedrungen ist und trotz des Gegensatzes zu Kant sich auch in der „materialen Wertethik“ behauptet. Einzelne Reste dieser dualistischen Denkweise sind immerhin auch bei Most zurückgeblieben. So wenn er mit der ontologischen Fundamentierung der sittlichen Werte eine gewisse Neigung verbindet, zwar an die transzendente Beziehung, aber weniger an die Natur der endlichen Dinge zu denken. Die religiöse Begründung der Sittlichkeit wird vollauf gewahrt, der Charakter der Naturordnung jedoch kommt zu kurz; und in diesem Sinne lassen die freischwebenden Werte der kritischen Wertethik ihre Spuren zurück. Das Gleiche ist der Fall, wenn Most der Anschauung Ausdruck verleiht, daß aus kontingenten Wesen keine notwendig gültige Ordnung erkannt werden kann; eine Anschauung, die in den Systemen der kritischen Ethik immer wiederkehrt. In Wirklichkeit schließt die Kon-

tingenz endlicher Wesen eine solche Erkenntnis keineswegs aus, aus der vergänglichen Menschennatur läßt sich sehr wohl ein unwandelbares Sittengesetz erkennen. Dies auf der Grundlage unauflösbarer Zusammenhänge; die von der menschlichen Natur geforderte Lebensordnung steht mit ihr in einem unauflösbaren Zusammenhang, läßt sich von ihr nicht trennen, tritt unfehlbar und notwendig in Geltung, wo immer sich menschliche Persönlichkeiten betätigen, wird somit aus der menschlichen Natur als eine notwendig gültige Ordnung erkannt. Weil Natur und Ordnung miteinander unzertrennlich zusammenhängen, bietet die Natur trotz ihrer Kontingenz der Erkenntnis einer notwendig gültigen Ordnung eine vollkommen ausreichende Grundlage.

Eine Ueberschätzung des Wertgedankens macht sich bemerkbar, wenn Most von da aus die Inhalte des sittlichen Bewußtseins gewinnen möchte. Hingebung an die Welt der Werte bezeichnet das Wesen sittlicher Verhaltensweisen überhaupt. Im besonderen stuft sich dieser Gedanke ab; die „Werthöhe“ richtet sich nach dem Grade der Hingebung. Drei Hauptstufen wollen sich ergeben. Wertaufgeschlossenheit, Wertanerkennung und Wertsteigerung; Wertaufgeschlossenheit bedeutet jene Haltung, die in Demut und Ehrfurcht zum Ausdruck gelangt, Wertanerkennung macht das Wesen der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit aus, und die Wertsteigerung tritt in den verschiedenen Formen der Liebe in die Erscheinung. Indessen reichen diese Gesichtspunkte nicht entfernt aus, jenen Tugenden den tatsächlichen Sinn und den charakteristischen Inhalt zu geben; die Begriffe verblassen. Das Wesen der Demut wird mit einer bloßen Aufgeschlossenheit gegenüber der Welt der Werte nicht erfaßt; die Gerechtigkeit ist etwas viel Bestimmteres als Wertanerkennung. Aristoteles kommt jedenfalls näher an den tatsächlichen Sinn der Gerechtigkeit heran, wenn er darin die Einhaltung einer richtigen Gleichheit erblickt; und der Gedanke einer Wertsteigerung bringt keineswegs das spezifische Wesen der Liebe zum Ausdruck. Ja, der allgemeine, nicht näher bestimmte Wertgedanke führt überhaupt nicht auf das ethische Gebiet; soll dieses betreten werden, so müssen speziell sittliche Werte gegeben sein. Eine allgemeine Wertlehre trägt zum Verständnis der Besonderheit sittlicher Werte nichts bei.

Zu den historischen Ausführungen sei bemerkt, daß Aristoteles die Ethik nicht annähernd in dem Maße wie Thomas auf metaphysische Voraussetzungen stützt. Die Anschauung, daß die aristotelische Ethik „streng genommen nichts anderes“ sei als eine Anwendung der Begriffe gut, Zweck und Wesensform auf den Menschen, müßte doch wohl dieser Ethik einen vorwiegend deduktiven Charakter verleihen, während sie in Wirklichkeit auf einer Zergliederung der gegebenen Tatsachen beruht. Ein Irrtum ist es auch, zu meinen, daß die aristotelische Ethik für Normen von absoluter und notwendiger Geltung keinen Raum läßt; der Philosoph will zweifellos in seiner Tugendlehre keineswegs Sätze von relativer, sondern solche von absoluter Geltung aufstellen, und hierzu bietet ihm seine Ethik vollauf

die Grundlagen. Auch hier gilt, daß unauflösbare Zusammenhänge Wahrheiten von absoluter Geltung begründen; auf solch unauflösbare Zusammenhänge mit der menschlichen Natur und der Natur der Dinge gründen sich aber auch für Aristoteles die sittlichen Vorschriften. Damit, daß der Philosoph „an die Stelle der platonischen in sich notwendigen Idee des sittlich Guten die kontingente Wesensform des Menschen setzt“, gibt er also das Fundament absolut gültiger Normen durchaus nicht preis. Zur Erklärung des aristotelischen Satzes, daß die Tugend nicht ohne die Klugheit und die Klugheit nicht ohne die Tugend bestehen kann, möchte der Verfasser nicht bloß mit dem Referenten eine Mehrdeutigkeit des Begriffs Klugheit, sondern auch noch des Begriffs Tugend annehmen; indessen scheint eine solche Annahme nicht bloß überflüssig, sondern auch geeignet zu sein, die Sache zu verwirren; wo der Philosoph von der Tugend schlechthin, ohne nähere Bestimmung spricht, darf nicht an die bloße Anlage zur Tugend, sondern nur an die Tugend selber gedacht werden.

Wie sich zeigt, hat der Verfasser seine Studien sehr weit ausgedehnt und so den Darlegungen eine sehr breite Grundlage gegeben. Obige kritische Bemerkungen beziehen sich, wie man sieht, nur auf Einzelheiten, können und sollen deshalb das reichhaltige und verdienstvolle Buch als Ganzes genommen in seinem Werte nicht schmälern. Möchte uns Most bald wieder mit einer so tüchtigen Arbeit erfreuen.

Wie lassen sich die sittlichen Normen begründen? Von Karl Heidecker. Augsburg 1931, Benno Filser. VI, 90 S. *№* 3.—

Nichts Geringeres als ein neues ethisches System will die kleine Arbeit bieten. „Mit rationalem Denken den Inhalt der Sittlichkeit erkennen, es auf ein außer dem Gefühl und dem Verstand liegenden Sein zurückführen, auf diesem Sein eine Werteordnung aufbauen und so die Ordnung des Sollens begründen, das erschien mir als ideale Synthese. So entstand als ein neues System die Ethik der Ontik. Als einzig Feststehendes erscheint noch das Sein. Ich machte es zur Grundlage des vorliegenden ethischen Systems: die Seinsordnung als Grundlage des Inhaltes der Sittlichkeit und der Werteordnung.“ Doch kann von einem neuen System kaum die Rede sein. Sittlichkeit und Wertordnung vor allem inhaltlich aus der bestehenden Seinsordnung zu erklären, ist der Ethik von jeher geläufig. Im übrigen findet der Wertgedanke seine Grundlage nicht in „intentionalen Akzidentien“, wohl aber im Zweckgedanken. Wo Zwecke zu erfüllen sind, wie in der Lebewelt, ist sofort ein Sollen gegeben: die Anlagen der Lebewesen sollen entwickelt und ausgebildet werden. Ein spezifisch sittliches Sollen ergibt sich auf solche Weise noch nicht, aber doch ein Sollen allgemeinerer Art; soll auch noch der sittliche Charakter hinzutreten, so wird der religiöse Faktor nicht zu entbehren sein. Daß das hartnäckige Bestreben, um jeden Preis den Zweckgedanken auszuschalten, eine Erklärung der sittlichen Ordnung unmöglich macht, scheint das unzweifelhafte Ergebnis der Geschichte des ethischen Formalismus zu sein; ein Mangel, der auch nicht durch eine

„materiale Wertethik“ ausgeglichen wird. Das Sein als solches begründet allerdings kein Sollen, wohl aber ein Sein, in dem Zwecke angelegt sind. Das Verhältnis gestaltet sich dann anders, als Heidegger meint: Nicht der Wert bringt das Sollen mit sich, sondern umgekehrt, der Zweck dient dem Sollen und dem Wertgedanken als Grundlage. Und enthält nicht auch schon die „Richtigkeit“ ein Sollen und eine Forderung? Ist das Richtige nicht etwas Seinsollendes, das Falsche etwas nicht Seinsollendes? Die Unterscheidung von richtig und falsch setzt einen Maßstab oder Wertmesser voraus, ein Maßstab oder Wertmesser aber bedeutet eine Forderung. Die Behauptung, daß Werte nicht rational erkennbar seien, ist mit den Tatsachen in keiner Weise in Einklang zu bringen.

(Schluß folgt.)

Rezensionen.

I. Allgemeine Darstellungen.

Einleitung in die Philosophie. Von Th. Litt. Leipzig 1933, Teubner. gr. 8, VIII, 332 S. Geb. *M* 6,40.

Inhalt: 1. Die Selbstbesinnung des Denkens. 2. Das Denken und sein Gegenstand. 3. Das Erleben und seine Welt. 4. Philosophie und Weltanschauung.

Das spannend geschriebene Buch will den Leser in den gegenwärtigen Stand der philosophischen Problematik einführen. Es stellt an ihn keine geringen Anforderungen, weil nach der Anschauung des Verfassers die „Einleitung in die Philosophie“ nicht bloß eine Beschäftigung „mit“ der Philosophie, sondern zugleich ein philosophisches Problem ersten Ranges ist. Philosophie ist für den Verfasser nicht der Name einer Disziplin, deren Sinn sich durch den Hinweis auf einen begrenzten Bestand von Denkinhalten bestimmen ließe — es ist vielmehr der Name für eine Grundtendenz des Geistes, die zwar alle denkbare Gegenständlichkeit irgendwie umspannt, aber dabei ausgreifender und grundsätzlicher ist als jede am „Gegenstände“ sich orientierende Denkbemühung. Das philosophische Denken ist universales Denken. Es muß darum — so führt der Verfasser aus — dergestalt verfahren, daß es auf Schritt und Tritt „sich selber zuschaut“, d. h. jede Bewegung gegenständlicher Erkenntnis mit der zugehörigen Reflexion ersten Grades und diese hinwiederum mit der Reflexion zweiten Grades begleitet.

Indem der Verfasser diese reflektierende Geisteshaltung konsequent zur Anwendung bringt, tritt er an die Probleme der Philosophie heran. Es ergibt sich sofort die logische Unmöglichkeit des Skeptizismus, Relativismus und Pragmatismus. Es ergibt sich weiter, daß die Reflexion ihre Zuständig-

keit auch auf das Gebiet gegenständlicher Forschung vorschiebt, bis es sich schließlich herausstellt, daß selbst die dem Denken fernste Zone, das Reich der allgemeinen Körperschaft, sich dieser Zuständlichkeit nicht völlig entziehen kann (122).

Von besonderem Interesse ist die eigenartige Dialektik des Ichbegriffes. Sie führt den Verfasser zu dem Ergebnis, daß das Wesen des Seienden nicht in einem primären Fürsichsein besteht, das Beziehungen anknüpft, sondern daß das Inbeziehungstehen das Grundwesen jedes Seienden ist. Der Mensch ist ein Seiendes, das sich mit einer Unendlichkeit von anderen Seinsgestaltungen zu einem unübersehbaren Alleben ineinanderfügt (322). Eingefügt in ein kosmisches Ganzes, vor dessen Ausmaßen er zu einem Nichts zusammenschrumpft, ausgeliefert einem Spiel von Kräften, die nach seinem Wohl und Wehe nicht fragen, ist und bleibt der Mensch doch schließlich der ausgezeichnete Punkt im All, in dem das Dasein zum Wissen um sich selbst gelangt (324).

Auch wer sich die Littsche Ichdialektik nicht zu eigen machen und seinen letzten Resultaten nicht zustimmen kann, wird anerkennen, daß der Verfasser in überaus anregender Weise die Notwendigkeit und den Wert der Reflexion für die philosophische Einsicht ans Licht gestellt hat.

E. Hartmann.

Ganzheit und Form. Vorträge, gehalten auf der Tagung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft Oktober 1930 in Breslau. Herausgeg. von Dr. Felix Krueger, o. Prof. der Philosophie an der Universität Leipzig. Berlin 1932, Junker & Dünnhaupt. 8. 159 S.

Für die Tagung der Deutschen Philosophie in Breslau war das Rahmenthema „Ganzheit und Form“ gewählt worden, das mitten in die Problematik der Gegenwart hineinführt. Eine Reihe bedeutender Vorträge sind in dem vorliegenden Sammelalbum zusammengefaßt. Der Herausgeber selbst erörtert das Problem der Ganzheit als solcher. M. Wundt verfolgt die Entwicklung des Begriffs und des Problems der Ganzheit durch die abendländische Philosophie. F. Weinhandl spricht über die Symbolik der Ganzheit, A. v. Scheltama über Ganzheit und Form in der Kunstentwicklung, G. Ipsen über Gespräch und Sprachform. E. Daqué charakterisiert die Entwicklungslehre als anthropologisch-metaphysisches Problem, F. Hund schildert die Wandlungen der Begriffsbildung in der neueren theoretischen Physik, E. Diesel schließlich behandelt die Grundlagen und die Problematik der Technik. So wird auf den verschiedensten Gebieten die Bedeutung von Ganzheit und Form gewürdigt. Dabei kommen die ethisch-religiösen, sozialpolitischen und überhaupt die praktisch-philosophischen Fragen vorerst noch nicht zur Geltung, sie sollen später in Angriff genommen werden.

Die Vorträge fesseln durch ihren Gegenstand und die Art, wie hier wissenschaftlich bedeutende Köpfe bemüht sind, von hoher Warte den Zusammenhang der Dinge zu erfassen und dabei neue Einsichten zu erschließen.

Pelplin, Pommerellen.

F. Sawicki.

II. Erkenntnistheorie.

Das erlebende Ich und sein Dasein. Von O. Janssen. Berlin/Leipzig 1932. W. de Gruyter & Co. gr. 8. 247 S. *M* 9,50.

Nachdem uns H. Leisegang in seinem Werke „Denkformen“ das Verstehen fremden Geistes erschlossen hat, kommt das vorliegende Buch von Otto Janssen als die umgekehrte Seite der Münze, indem es sich um Klärung und Deutung der Zuständlichkeiten des „Ich“ bemüht. Es geht hier um das Ich selber, um seine „zentrierende Funktion“, um seine Verbindlichkeiten, um die Frage seiner Existenz. Daß es sich dabei um eine notwendige, kritische Ueberprüfung der Begriffe des Soseins, Daseins und der Existenz handelt, ist selbstverständlich. Und eben in diesen grundlegenden Untersuchungen scheiden sich die Geister. Nicht immer ist es möglich, den um letzte Klarheit sich bemühenden Darlegungen zuzustimmen, zumal der Verfasser m. E. seine eigene Position nicht immer ausreichend gesichert hat. Auch seine Methode, die von der Untersuchung der Bedeutung des Pathologischen ausgeht, verdient gerade hier wohl kaum den Vorrang, den ihr der Verfasser gibt. Aber nehmen wir das Buch so, wie es ist, dann läßt sich nicht bestreiten, daß die Grundlinien der Gedanken des Verfassers wertvolle Perspektiven eröffnen vor allem in den Fragenkomplex um das Ich in Bewußtsein und Dasein. Die Kritik des Verfassers an Heidegger geht wohl mehr aus einem sicheren Gefühl für das Richtige hervor, als aus einem sachlichen Durchdringen des tatsächlich schwachen Punktes in Heideggers Denken.

Bonn.

H. Fels.

III. Aesthetik.

Personalistische Aesthetik. Von Fr. Kainz. Leipzig 1932, J. A. Barth. gr. 8. VI, 184 S. *M* 9,60.

Aus der philosophischen Situation der Gegenwart erklärt es sich, daß wir in den letzten Jahren mit einer beinahe erdrückenden Fülle von „Programmen“ zur Aesthetik bedacht worden sind. Schon darum, weil der Verfasser des vorliegenden Buches zwar nicht grundsätzlich auf ein Programm verzichtet, wohl aber, von der Mode abweichend, einmal wieder eine gründliche Untersuchung einzelner lebenswichtiger, ästhetischer Probleme anstellt, ist uns sein Buch sympathisch. Wenn man auch immer wieder den übergreifenden Einfluß W. Sterns auf den Verfasser feststellen kann, so hat doch Kainz sich weitgehende Selbständigkeit in der Behandlung seiner Grundfragen und Hauptbegriffe bewahrt. Das Wesentliche seiner Arbeit liegt in dem unanfechtbaren Nachweis der Bedeutung der personalistischen Philosophie und Psychologie für das Arbeits- und Problemgebiet der Aesthetik überhaupt. Die Gedanken des Verfassers zur Theorie der Einfühlung und über das Geschmacksurteil verdienen besondere Beachtung. Eigentümlich ist hier nur, daß Kainz kaum an Hegel und Schleiermacher erinnert, obwohl seine Verwandtschaft mit ihnen sich oft geradezu aufdrängt. H. Fels.

Schleiermachers System der Aesthetik. Grundlegung und problem-geschichtliche Sendung. Von R. Odebrecht. Berlin 1932, Junker & Dünnhaupt. gr. 8. 202 S.

Im Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung steht Schleiermachers Aesthetik von 1819. Der Verfasser hat hier den Versuch unternommen, die Grundlagen der Aesthetik Schleiermachers in ihrer systematischen Gestalt historisch-kritisch aufzuzeigen. In vier aufschlußreichen Kapiteln ist die Aufgabe gut gelöst: I. Die Methode in Schleiermachers Aesthetik; II. Schleiermachers Gefühlstheorie als Grundlage seiner Aesthetik; III. Die Analyse des künstlerischen Aktes; IV. Aesthetische und außerästhetische Wertproblematik. Sehr sympathisch ist das Bild, das Odebrecht von der Persönlichkeit Schleiermachers entwirft; jedoch scheint mir des Verfassers Ansicht über die „überragende Größe der Aesthetik Schleiermachers“ überwertet. Was will denn Odebrecht zur Aesthetik Hegels oder Deutingers sagen? Schleiermachers Aesthetik nimmt doch nicht einmal in seinem eigenen System den ersten Rang ein. Sehen wir von dieser Ueberwertung ab, dann bleibt doch das vorliegende Buch immer noch eine vortreffliche Leistung sowohl für die Schleiermacherforschung überhaupt und besonders für dessen Aesthetik, wie auch für die Aesthetik überhaupt.

Bonn.

H. Fels.

Die Seinsymbolik des Schönen und die Kunst. Von G. Kunitzky. Berlin 1932, Junker & Dünnhaupt. gr. 8. VIII, 91 S.

Die Schrift ist ein guter Beitrag zur Aesthetik, der, von Kant ausgehend, in einer genialen, wenn auch nicht immer klaren Synthese von Kritizismus und Phänomenologie gipfelt. Würde aber die Verfasserin ihr Problem mehr von ihren früheren Arbeiten aus, besonders ihrer schönen Arbeit „Naturerlebnis und Wirklichkeitsbewußtsein“ (1919), gesehen haben als unter dem Gesichtspunkt der Philosophie, dann wäre ihre vorliegende Arbeit sicher weit besser geworden. Die philosophischen Unebenheiten erschweren das Studium der Schrift oft so sehr, daß man nicht recht weiß, was die Verfasserin eigentlich gemeint hat. Dagegen würde sie von ihrem Naturbegriff aus den Aufbau des ästhetischen Gegenstandes (1. die reine Erscheinung und das Natur-Schöne, 2. die Kunst), ganz im Bereich der ästhetischen Wertung bleibend, in schöner und fruchtbarer Weise gestaltet haben, ohne auf grundsätzlichen Widerspruch zu stoßen.

Bonn.

H. Fels.

IV. Theodizee u. Religionsphilosophie.

Gottes Dasein und Wesen. Bd. I. der Deutschen Thomas-Ausgabe. Vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe der Summa Theologica, 36 Bände, übersetzt von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Oesterreichs. 570 S. 12 : 19,9 cm.

Einzelbandpreis: Leinen *№* 10,—, brosch. *№* 9,—. Suskriptionspreis: Ganzl. *№* 8,—, brosch. *№* 6,90. Salzburg, Anton Pustet.

Es ist die Absicht der Uebersetzer und Verleger, in der Deutschen Thomas-Ausgabe dem deutschen Volke ein Lebensbuch zu schenken. Leben zeugend soll sie von Hand zu Hand gehen: Dem Leben, das aus Gott ist, und das in vielen sich so weit von Gott verirrt hat, soll sie den Weg weisen zurück zur Heimat (4).

Der Ausgabe wurde der von P. G. Théry O. P. besorgte Text der französischen Uebersetzung zugrunde gelegt. Es wurde aber dieser Text noch einmal mit der Editio Piana von 1570 verglichen sowie mit Editio Leonina von 1882. Alle wichtigeren Varianten dieser beiden Ausgaben sind in Fußnoten vermerkt. Es stellt so der lateinische Text einen Grad von Zuverlässigkeit dar, der kaum überboten werden kann.

Die deutsche Uebersetzung wird allen billigen Anforderungen gerecht. Als besonderer Vorzug ist zu rühmen, daß sie die philosophischen Termini in geschickter Weise verdeutscht und jedes entbehrliche Fremdwort vermeidet.

Von hoher Bedeutung sind die „Anmerkungen“, die im vorliegenden Bande über 100 Seiten füllen. Sie wollen dem Leser, dem hier die Gedankenwelt des Aquinaten zum ersten Male entgegentritt, ein erstes Verstehen des Textes ermöglichen. Sie suchen aber auch darüber hinaus den unmittelbaren Kontakt zum Leben und Denken unseres Jahrhunderts herzustellen, sowie die innere Lebendigkeit und überzeitliche Geltung der Lehre des hl. Thomas aufweisen. Sie behandeln ausführlich die Methode der Theologischen Summe, die Bedeutung der göttlichen Offenbarung für die menschliche Wahrheitsforschung, das „Früher“ und „Später“ bei Thomas, den Unterschied zwischen Wesenserkenntnis und Daseinserkenntnis, den Stoff als Voraussetzung für die „Vereinzelung“ der Dinge und viele andere für das Verständnis der thomistischen Philosophie wichtige Probleme.

Der wissenschaftlichen Verwendbarkeit der Ausgabe dienen die Randnoten, die Literaturverweise sowie die am Schlusse des Bandes beigefügten Verzeichnisse.

Möge das vorzüglich ausgestattete Buch dem deutschen Volke den Dienst leisten, den die Herausgeber von ihm erhoffen, möge es vor allem die theologische Jugend auf geradestem Wege zu einem lebendigen Verständnis der *Summa theologica* führen.

E. Hartmann.

Der Ursprung der Gottesidee. Eine historisch-kritische und positive Studie. II. Teil: Die Religionen der Urvölker. IV. Band: Die Religionen der Urvölker Afrikas. Von P. W. Schmidt S. V. D. Münster 1933, Aschendorff. XXXII, 821 S. Geh. *№* 24,—; geb. *№* 26,25.

P. Wilhelm Schmidt setzt mit dem vorliegenden Bande sein monumentales Werk über den Ursprung der Gottesidee fort. Er nannte es seinerzeit „eine historisch-kritische und positive Studie“. Das historisch-kritische ist bisher in ausgiebiger Weise zu Wort gekommen; die positiven Ergebnisse

der neueren und neuesten Völkerkunde werden nun in den mächtigen Rahmen des ethnologischen und religionswissenschaftlichen Gesamtbildes eingefügt.

Bei einem Forscher vom Range Wilhelm Schmidt's ist Lob und Anerkennung überflüssig, wenn nicht unangebracht. Auch die Kritik ist hier nur in gewissem Sinne am Platze, weil sie sich doch nur auf Einzelheiten untergeordneter Art beziehen kann. Nimmt man einmal den grundsätzlichen und den methodischen Standpunkt des Verfassers an, dann muß man die Folgerichtigkeit, um nicht zu sagen die Unerbittlichkeit bewundern, mit der er alles, auch das Nebensächliche, in den Umkreis seiner Anschauung und Beurteilung zu bannen versteht.

P. Wilhelm Schmidt verrät ein merkwürdiges Geschick, die Ergebnisse anderer durch seine Darbietung zu verarbeiten und dem Ganzen seiner Auffassung einzugliedern. Dafür ist der vorliegende vierte Band nach meiner Ansicht ein besonders schöner Beweis.

Die staunenswerte Reichhaltigkeit der Mitteilungen über die Urvölker Afrikas und die Fülle der wissenschaftlichen Ergebnisse verdanken wir deshalb nicht bloß den ruhmvollen Leistungen der Einzelforscher (P. Trilles, P. Schumacher, V. Lebzelter, P. Schebesta), sondern auch der eigenartigen Zusammenschau Wilhelm Schmidt's. Für uns Katholiken ist die Zusammenarbeit von Laien und Missionspriestern auf dem Gebiete solch wichtiger ethnologischer Forschung besonders erfreulich.

Im einzelnen behandelt Wilhelm Schmidt zunächst die Pygmäen und Pygmoiden von Mittelafrika in ebenso eingehender wie umfassender Darstellung. Aus dem Ganzen sei hier vielleicht besonders genannt die fesselnde Darstellung der westäquatorialen Pygmäen Zentralafrikas. Bei ihrer Behandlung gelangt nicht nur das höchste Wesen und sein Kult zu ausgiebiger Geltung, sondern ebenso eingehend werden die anderen religiösen oder die Religion berührenden Momente erörtert; z. B. die Naturgeister, die Totengeister, der Totemismus, die Kultperson, die Sittlichkeit. Die Rücksicht auf diese anderen Momente ist erfreulicherweise in weitestem Umfange auch bei den Darlegungen über die anderen Pygmäen und Pygmoiden wahrzunehmen. Im zweiten Abschnitt wird uns die Religion der Buschmänner, der Bergdama und der Hottentotten vorgeführt. Man muß gerade bei dieser Darstellung über die Feinheit im Angleichen und Unterscheiden staunen, die hier bei solch verwickeltem ethnologischem Material angewendet wird. Besonders interessant ist der dritte Abschnitt durch seine Vergleichung der asiatischen und afrikanischen Pygmäen, durch welche namentlich die Grundzüge des primitiven Glaubens an das höchste Wesen mit kaum übertrefflicher Klarheit gestaltet werden. — Die beigefügten Register sind für die Benutzung des gewaltigen Werkes überaus dankenswert.

Jeder unvoreingenommene Leser dieses neuen Bandes scheidet mit dem Wunsch von der spannenden und selten aufschlußreichen Lektüre, daß das imponierende Werk so glücklich weiter gedeihen möge, wie es bisher fortgeschritten ist.

Würzburg.

Georg Wunderle.

Die göttliche Offenbarung und ihr Mittler. Ein Beitrag zur Apologetik. Von P. K. Romeis O. F. M. Fulda 1930, Fuldaer Actiendruckerei. gr. 8. VI, 496 S. *M* 8,—.

Das vorliegende Werk ist die reife Frucht einer vieljährigen apologetischen Lehrtätigkeit. Es behandelt zunächst in einem kürzeren philosophischen Teil den Begriff, die Möglichkeit, die Notwendigkeit und die Erkennbarkeit der Offenbarung. Daran schließt sich eine eingehendere Untersuchung, welche die Göttlichkeit der alttestamentlichen und der neutestamentlichen Religion zum Gegenstande hat. Die Göttlichkeit der christlichen Religion wird bewiesen aus der Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Schriften, aus der göttlichen Sendung ihres Stifters und endlich aus der Gottheit ihres Stifters. Im Geiste der apostolischen Christusverkündigung und der altchristlichen Apologie wird der Hauptnachdruck auf den messianischen Beweis gelegt. Daher die reichliche Verwertung von Schrifttexten, die einen besonderen Vorzug des Buches ausmacht. Das inhaltreiche Buch, das die katholische Lehre mit großer Klarheit vorträgt und gegen ihre Widersacher, besonders das moderne Freidenkertum, siegreich verteidigt, verdient weite Verbreitung.

E. Hartmann.

V. Geschichte der Philosophie.

Illustrierte Geschichte der Philosophie. Von A. Michelitsch. Graz 1933. Styria. 827 S. 30 ö. S.

1. Band: Bis zu Nietzsche und den deutschen Nominalisten. 2. Band: Die realistische und halbrealistische Philosophie im 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.

Das Buch bietet uns eine eingehende, mit zahlreichen Illustrationen ausgestattete Geschichte der Philosophie. Besonders ausführlich wird die aristotelisch-thomistische Philosophie behandelt. Dem Stagiriten sind über 100 Seiten gewidmet, und der Aquinate wird gefeiert als der geniale Systematiker, der Klarheit und Tiefe in so wunderbarer Weise verbindet, daß er der Fürst der Scholastik und der Lehrer der Jahrhunderte geworden ist. Sein Hauptverdienst liegt nach dem Verfasser in der energischen Durchführung der theozentrischen Erklärung der Wirklichkeit. An allen nicht thomistischen Philosophen übt der Verfasser scharfe Kritik, wobei er mit dem Vorwurf des Nominalismus sehr freigebig ist. Dieser Vorwurf trifft vor allem Kant, der den „Höhepunkt des neuzeitlichen Nominalismus“ darstellt. Er trifft aber auch — allerdings in geringerem Maße — die Abstraktionslehre des Suarez, ferner alle diejenigen, die die sekundären Qualitäten nur causaliter in den Dingen existieren lassen und selbst den Kardinal Mercier, dessen Wandel vom direkten Realismus zum indirekten Halbrealismus einen „eminenter Denkfehler seiner Eminenz“ darstellt.

Der besondere Wert des Buches besteht darin, daß es uns zahlreiche Namen von geringerer Bedeutung bietet, die man in den sonstigen Darstellungen der Geschichte der Philosophie vergeblich suchen würde. Es

enthält, wie der Verfasser im Vorwort erklärt, 300 Namen mehr als eine der „gangbaren Darstellungen“. Man kann es geradezu als Nachschlagewerk für Autoren scholastischer Lehrbücher benutzen. **E. Hartmann.**

Metaphysik des Altertums. Von J. Stenzel. Handbuch der Philosophie (herausgeg. von A. Bäumlcr u. M. Schröter. 26. u. 31. Lief.). München u. Berlin 1929/31, R. Oldenburg. 8. 196 S.

Die moderne Ontologie hat den Blick geschärft für den Zusammenhang von Welt- und Selbstbewußtsein, von Welt- und Ichverständnis. Die Metaphysik ist ihr deshalb mehr als bloße Lehre vom Sein, sie erfaßt auch die Gesamthaltung der Menschen dem Dasein gegenüber. In diesem Sinne will auch die *Metaphysik des Altertums* von J. Stenzel eine Darstellung des griechischen Geistes sein, allerdings im besonderen Hinblick auf die Seinslehre. Das wird damit begründet, daß gerade die griechische Metaphysik immer mehr als bloße Seinslehre gewesen sei. Die griechische Philosophie hat sich allerdings erst in Sokrates auf den Menschen konzentriert, aber sie hat von vornherein den Menschen und die Seinswelt als Einheit zusammengeschlossen geschaut. Von diesem weiteren Gesichtspunkt aus ergeben sich neue wertvolle Einsichten in die Grundgedanken und Zusammenhänge der griechischen Metaphysik. Die eingehende Darstellung Platons bringt insbesondere eine Analyse des Seinsbegriffs in den schwierigen Gedankengängen des Parmenides und Sophistes. Ueberall dringt der Verfasser in die Tiefe, gestützt auf fremde und auch eigene langjährige Forschungen. Er ist zugleich bemüht, einen Zusammenhang mit der Gegenwart herzustellen, entsprechend dem Plan des Handbuches, fruchtbar zu machen, „was bei der eigenen philosophischen Arbeit aus dem Früheren lebendig und bedeutsam geworden ist“.

Pelplin, Pommerellen.

F. Sawicki.

Florilegium Patristicum. Die bekannte Sammlung schreitet rüstig voran. Drei weitere Neuerscheinungen können hiermit angezeigt werden und zwar: 1. Fasciculus XXXIV. S. Caesarii, *Regula sanctarum Virginum*. Edidit G. Morin O. S. B. pp. 52. Bonn 1933, Hanstein. *№* 2,80. — 2. Fasciculus XXXV. S. Aurelii Augustini, *Textus eucharistici selecti*. Edidit Hugo Lang O. S. B. pp. 73. Bonn 1933, Hanstein. *№* 3,—. — 3. Fasciculus XXXVI. S. Alberti Magni, *Quaestiones de bono* (Summa de bono, qu. 1—10). Edidit H. Kühle. pp. 53. Bonn, Hanstein. *№* 2,50.

1. In kurzen Strichen zeichnet Morin die Geschichte der genannten Regel und wertet die Exemplare, die der Nachwelt überliefert wurden. Auf Grund der Codices Monacense (9. Jahrhundert), Bambergensis (10. Jahrh.) Berolinensis (13. Jahrh.), des Turonensis (11. Jahrh.) und der einschlägigen Fachliteratur stellt er ein treues Bild eines Gedankengutes dar, das für die Ordensgeschichte von bleibendem Werte ist. Drei Textproben (Fol. 64 aus dem Bambergensis, sowie 2 Monogramme Caesarius') illustrieren das Bändchen, dem u. a. Caesarius' Briefe an die Sanctimoniales beigegefügt sind.

2. Langs umfangreiche und sorgfältige Zusammenstellung berücksichtigt die *Sermones, Confessiones, Epistolae, De Trinitate, De civitate Dei, In Ioannem Psalmi* 33 u. 98 etc. Deutlich zeigt er, welchen Anteil der große Dogmatiker von Hippo an der theologischen Erfassung der hl. Eucharistie für sich in Anspruch nehmen kann und worauf das Ansehen St. Augustins in der dogmengeschichtlichen Weiterentwicklung der Folgezeit sich stützen konnte.

3. H. Kühle behandelte bereits in der Festschrift für Geysler (Regensburg 1930) die Lehre Alberts des Großen von den Transzendentalien und in einer Inauguraldissertation (Münster 1931) die Entfaltung des Gottesbegriffes zum Begriffe des höchsten Gutes nach Albert dem Großen. Darum bildet die neue Arbeit eine Erweiterung seiner Studien. In vier Teilen behandelt er: 1) Begriffsbestimmung des Guten, 2) die Einteilung des Guten, 3) sein Verhältnis zum ens, 4) das Verhältnis des Guten zum verum. — Neben der einschlägigen Literatur sind die Gesichtspunkte der Textkritik berücksichtigt worden, so daß die sorgfältige Arbeit freudige Anerkennung verdient.

St. Augustin bei Bonn.

Dr. Kiessler.

L'esprit de la philosophie médiévale. Par E. Gilson. Paris 1932, J. Vrin. 8. 297 p. 32 Fr.

Es ist ein gründlicher Kenner der Scholastik, der uns hier mit der eigentlichen Seele der Scholastik bekannt macht. Er zeigt, daß die Eigenart und der Eigenwert der Scholastik vor allem darin ihren Grund haben, daß ihre Vertreter fest auf dem Boden der christlichen Offenbarung standen. Die Offenbarung brachte ihnen zwar keine neue Philosophie, machte sie aber zu neuen Menschen, gab ihrem Denken eine neue geistige Schwungkraft, eine bisher unerhörte Weite und Schärfe. Dadurch ist die Scholastik weit über die Antike hinausgewachsen und für die zukünftige Weiterentwicklung der Philosophie von großer Bedeutung geworden. Es wird dies vom Verfasser in zehn Kapiteln in den Fragen der Erkenntnis, der Liebe, der Freiheit, des Gesetzes, des Gewissens, der Natur und der Philosophie dargetan.

Das geistreiche Buch ist wohl geeignet, die Vorurteile gegen die mittelalterliche Philosophie zu zerstreuen und ihre Gegenwartsbedeutung in das rechte Licht zu setzen.

Fulda.

E. Hartmann.

Introductio in opera omnia B. Alberti Magni. Auctore Meersseman P. G. O. Pr. Groß-Oktav (XIV, 173) Brügge (o. J.) Beyaert. *Belg. Fr.* 50,—.

Seit der Heiligsprechung und Erhebung Alberts des Großen zum Kirchenlehrer tritt diese markante Gestalt des 13. Jahrhunderts wieder mehr in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses. Mit Recht. Denn Albert der Große gehört zu den Männern, die maßgebend auf das Denken

ihrer Zeit eingewirkt haben. Noch mehr. Albert hat Kenntnisse gehabt, die heute noch Geltung haben, und Erfahrungen gesammelt, die noch in unserem Jahrhundert befruchtend auf das gelehrte Schaffen nachwirken (Naturwissenschaft, Geodäsie, Mariologie, Trinität, Mystik u. a. Vgl. Walz O. Pr. *Die Gegenwartsbedeutung Alberts des Großen* in Theologie und Glaube (1933) XXV, 678 ff.). Leider steht der intensiven Beschäftigung mit diesem Scholastiker noch ein großes Hindernis entgegen. Es fehlt die kritische Ausgabe seiner Werke. Bevor eine solche zustande kommt, bleibt der Einzelforschung noch viel zu tun. In den letzten Jahren haben wir nun auf diesem Gebiet — wie überhaupt in der Erforschung des mittelalterlichen Schrifttums — erfreuliche Fortschritte erlebt. Da jedoch die Arbeiten darüber sehr zerstreut in Zeitschriften und anderen Sammelwerken liegen, so ist es zu begrüßen, daß die berufene Hand des P. Meersseman diese gesammelt und nochmals einer eingehenden Prüfung unterzogen hat. Der Verfasser behandelt in seiner *Introductio* in 3 Abschnitten: die philosophischen, theologischen und unechten Werke des Heiligen. Sehr wertvoll sind die Bemerkungen über mittelalterliche Schriftstellerei, über Alberts des Großen Eigenart und Methode und über seine Beziehung zu Plato und Aristoteles. Was letzteres betrifft, so hat sich Albert entschieden für Aristoteles eingesetzt. Plato wird nur erwähnt, wenn er dem Stragiriten nicht widerspricht. „Interdum etiam Platonis recordabimur, ait Albertus, in his in quibus Peripatheticorum sententiis in nullo contradicit.“ (L. I. *De intell. et intelligib.*, tr. I, c. I.; t. 9, 478). (Cf. Pelster, *Scholastik* 1929, S. 127.)

Die gründliche Arbeit von Meersseman ist ein guter Anfang für die Neuherausgabe der Albertinischen Schriften und gibt jedem, der sich in Albert den Großen vertiefen will, eine zuverlässige und sichere Einführung.

Fulda.

P. Timotheus Barth, O. F. M.

Die Unsterblichkeitsfrage bei Johannes Duns Scotus. Von

Fr. Luger. Ein Beitrag zur Geschichte der Rückbildung des Aristotelismus in der Scholastik. Wien 1933. W. Braumüller. gr. 8. 223 S. *Nb* 9.—.

Der Verfasser leuchtet mit seiner Schrift in die geistige Werkstatt des großen Gegners des Aquinaten hinein, und zwar beschäftigt er sich mit der Stellungnahme des berühmten Franziskaners zur Frage der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Es ist ihm dabei nicht um eine bloße Darstellung der Anschauungen des Duns Scotus zu tun, sondern auch um eine wissenschaftliche Wertung derselben. Da Scotus zu allen wichtigen Fragen den Stagiriten heranzieht, sieht sich der Verfasser genötigt, zu den grundlegenden Fragen der Aristotelesdeutung Stellung zu nehmen, ja selbst den berühmten Streit zwischen Eduard Zeller und Franz Brentano über die Lehre des Aristoteles vom Ursprung der Seele eingehend zu behandeln.

Die Untersuchungen Lugers kommen zum Resultate, daß sich Scotus in den früheren Werken die Lehre des Aristoteles von der Unsterb-

lichkeit der Seele vollkommen zu eigen macht, in seinen beiden Hauptwerken ihnen aber nur noch Wahrscheinlichkeit zubilligt. Die angeblichen Widersprüche in der Lehre Aristoteles, die Scotus vergeblich zu beseitigen sucht, will Luger in der Weise lösen, daß er erklärt, Aristoteles betrachte die sinnliche Seele, die allein Form sei, und die denkende Vernunftseele als real verschiedene Teile. Nur die Vernunftseele sei unsterblich, die sinnliche Seele aber gehe mit dem Körper zu Grunde. Diese Deutung verdient es wohl, von den Historikern gründlich auf ihre Haltbarkeit geprüft zu werden.

Im Anschluß an einen thomistischen Unsterblichkeitsbeweis aus der Allgemeinheit der Ideen wendet sich der Verfasser gegen die Lehre von dem Allgemeinen als dem eigentlichen Objekte des Verstandes. Hierbei bringt er manche gute Idee, ohne jedoch der thomistischen Universalienlehre im Ganzen gerecht zu werden. Dasselbe ist von seiner Polemik gegen die Unsterblichkeitsbeweise des Aristoteles zu sagen.

E. Hartmann.

Spinoza nach dreihundert Jahren. Von St. von Dunin-Borkowski
Berlin u. Bonn 1932, F. Dümmler. 8. 204 S. *M.* 3,50.

Das Büchlein des bekannten Spinozaforschers ist zum 300jährigen Geburtstag des jüdischen Philosophen geschrieben. Es setzt, wie der Verfasser im Eingang bemerkt, alle bisherigen Arbeiten zu Spinozas Leben und Lehre voraus. „Am Rande des bereits entdeckten Landes stehend, schweift es von dieser Bannmeile, vorsichtig tastend, in weniger bekannte Striche aus; es fahndet zumal nach den psychologischen Zusammenhängen der Lehre mit dem Leben und der persönlichen Denkform mit dem System“ (7)

In vier Abschnitten bietet es uns eine wertvolle Darstellung des philosophischen Systems Spinozas, würdigt seine Persönlichkeit und verfolgt die Entwicklung des Spinozismus durch die Geistesgeschichte von drei Jahrhunderten. Dabei weicht der Verfasser von der üblichen Spinozadarstellung, die alle Thesen aus dem Wesen der unendlichen Substanz herleitet, wesentlich ab. Er löst die Ideen aus der starren geometrischen Form und zeigt sie in ihrer ursprünglichen Unverbundenheit. „Je mehr man sich in die Arbeitsweise Spinozas einfühlt, um so fester wird der Eindruck, daß er die wichtigsten seiner Sätze in eindringlichem und langem Nachdenken, ursprünglich unabhängig von der strengen „geometrischen“ Ableitung für sich eroberte und dann erst in die mathematische Form goß. So kommt es, daß wir sehr viele dieser Lehrstücke auf weit einfacherem Weg aus den Grundlagen gewinnen, als die Darstellung in der Ethik“ (12).

Die in sehr lebendiger, an gestreichen Formulierungen reicher Sprache geschriebene Studie wird den Nichtfachmann fesseln und zugleich auch dem Fachmann manche wertvolle Gabe bieten.

E. Hartmann.

VI. Vermischtes.

Neue Grundlegung der Graphologie. Von B. Christiansen und E. Carnap. München 1933, Felsenverlag. 8. 100 S. *M.* 1,80.

Das kleine, aber inhaltsreiche Büchlein bringt in kristallklarer Sprache eine neue Typenlehre, welche die Forschungsergebnisse von Kretschmer, Jung, Rutz, Sievers und Jaensch wesentlich ergänzt: sie findet im Rhythmus den Wurzelpunkt der typologischen Unterschiede. Sie zeigt, daß die kleinen Einheiten rhythmischer Bewegung bei verschiedenen Typen eine verschiedene Struktur haben, ja daß man aus der Verschiedenheit dieser „rhythmischen Zellen“ die Verschiedenheit der Menschentypen ableiten kann.

Hiermit fällt neues Licht auf die Graphologie. Denn da der Rhythmus auch in die Schrift eintritt, müssen den verschiedenen Seelentypen auch verschiedene Schrifttypen entsprechen. Es spielen darum die rhythmischen Verschiedenheiten in der neuen Grundlegung der Graphologie eine wesentliche Rolle. Hiermit wird die Graphologie aus dem bisherigen Zustand einer allzu primitiven Vereinfachung in das Gebiet der Biologie herübergeholt und gewinnt Anschluß an die moderne Gestaltpsychologie. Wir sind der Meinung, daß kein Graphologe an diesem nicht nur weiterführenden, sondern sogar bahnbrechenden Büchlein vorübergehen darf.

Fulda.

E. Hartmann.

Grundriß der Aszetik. Nach dem Lehrbuch von O. Zimmermann S. J. bearbeitet von C. Haggenev. Freiburg 1933, Herder. gr. 8. XIV, 332 S. *M.* 5,—.

P. Haggenev hat im Anschluß an das bekannte große Lehrbuch der Aszetik von P. O. Zimmermann einen „Grundriß“ für höhere theologische Lehranstalten und Priesterseminarien verfaßt.

Der Haggeneysche Grundriß bietet trotz der gedrängten Darstellungsart einen geschlossenen Aufbau aller Zweige der katholischen Aszetik und verwertet sie für die Praxis. Der Allgemeine Teil führt ein in das Wesen, die Arten, Stufen und Güter der Vollkommenheit und zeigt die Mittel, den Beruf und die Pflicht zur Vollkommenheit. Die besondere Aszetik behandelt das vollkommene Verhalten gegen Gott, gegen sich selbst und gegen die Umwelt, sowohl gegen die Mitmenschen als auch gegen die vernunftlosen Geschöpfe.

Das Buch eignet sich aus durch klare Formulierung der Gedanken, übersichtliche Gruppierung und vortreffliche Druckanordnung.

Fulda.

E. Hartmann.